

Ein jüdischer Roman

Max Brods „Reuben, Fürst der Juden“ von Max Herrmann-Nefse

Die Idee zu dem neuen jüdischen Weltroman...
 Die Idee zu dem neuen jüdischen Weltroman...
 Die Idee zu dem neuen jüdischen Weltroman...

Selbst zutiefst erleben und immer wieder durchdrungen, spezifisch jüdischen Weltglaubens, den er in dem philosophischen Werke „*Isidore, Christentum, Judentum*“ bekanntlich darstellte und auch in einer modernen Erzählung wie „*Leben mit einer Göttin*“ wieder durch propagierte, gibt Max Brod jetzt in dem historischen Romane „*Reuben, Fürst der Juden*“ (wie die andern Bücher Brods bei Kurt Wolff, München, erschienen) eine stimmungsvolle, unmittelbar lebendige, für alle sichtbare Gestaltung. Das ist nicht – wie sonst meist Historienromane und –dramen es sind – die übliche feige Maschende, die ihre Meinung nicht offenkundig, sondern zu verzeihen wagt, sondern zweideutig sich salviert; hier holt sich eine entschiedene Überzeugung aus der Dichtung vergangener Zeiten den benötigten Segen. Grundstück der schon früher vertretenen Meszaphysik Brods ist die These: Bestimmung des Menschen sei, mit der Sünde zu leben, den mächtigen Wirbel und Bewegungsstrom, der von der Sünde ausgeht, zu nutzen, ohne Sie groß werden zu lassen. Brod zeigt einen Juden aus der Renaissancezeit, der versucht, die gute Sache auch durch schlimme, verwerfliche, anrüchliche, „sündhafte“ Mittel zum Erfolge zu bringen, und der doch diesem Wagemut noch nicht gewachsen ist, durch seine Umgebung und durch sich selber vernagt. Der unscheinbare, schüchternste, pietätvolle Sohn eines Prager orthodoxen, unerschütterlich alttestamentarischen Gelehrten wird von Liebe zu seinem Judentum bis zur Hochstapelei kühn, ketzerrisch, anfangs, pietätlos. Ohne Freude an der Sünde, um der Erlösung seines Volkes willen sündigt er: fällt das Schwere, wie dem die Hand zuckersüßbrot: Sache der Vater alles mit dem Befolgen der Vorschriften, mit Regelmäßigkeit und Gutsinn zu ordnen, so sucht der Sohn sein Volk zu retten auf dem halbbrüchlichen, verruchten, in jedem Augenblick dem Verderben offenen Wege, den er im vollen Bewußtsein des Bösen und der Gefahr beschreitet. In einer Welt, wo die Mehrzahl der Menschen nicht gut ist, muß der zugrunde gehende, der immer nur das Gute tun will. Also tun nicht Schwärmer reiner Herzens nur, sondern das, was keiner gewagt hatte, die Arbeit der Lüge, die Selbsterleugnung des Scheiterns. Buhlschaft kann eine Stadt retten, Betrug an der Mutter heilbar sein, Vorspiegelung falscher Tatsachen, Bräutigam und Heiratskonopolitische Erfolge bringen. Und gefällt wird man nicht durch die Bosheit der Gegner, sondern die reine Begeisterung der Anhänger, die gutgemeinte, unschuldige, stiere Gradlinigkeit jast des Besten unter den Jüngern, der den Willen des Meisters auszuführen meint und das Unmöglichste tut, das unser ganzes Lebenswerk mit einem Schläge untergräbt und vernichtet. Noch schlimmer: der zuletzt in seiner unantastbaren Gungsbiligkeit unser eigenes Blut mit dem Fremden, Eroberer-

gestützt infiziert, uns schwach, wehrlos verwehrt macht, daß wir uns mit ihm unübrig opfern.

Brod's Roman ist vielerlei. Ein glänzend geschichtlicher Geschichtsnovelle. Aus dem begrunnten Blick der Judenperspektive gesch, tritt desto konzier die Situation des 16. Jahrhunderts hervor. Das alles hat Leben, Bewegung, Lebhaftigkeit, nicht weil so geläufige Vondergrundtügen wie Michelangelo, Machiavelli, Ariosto, Clemens der Siebente, Karl der Fünfte vorkommen, sondern weil Brod diese Figuren dunkel und plastisch in die Aufgabe hineinstellt; seine Tendenz aus dem Geiste der Zeit unmittelbar zu verständlichen. Feiner ist Brod's Roman Kritik an heutigem Judentum und in dieser Kritik Mahnung, neue Zielsetzung. Drittens ist er allgemein menschliche, freie, weite ethische Wegweisung: der Widerstand des Toten, die Unfruchtbarkeit des Mordens wird einwandfrei dargelegt, die Gräßlichkeit entlarvt, die sich hinter den geschwollenen Phrasen von nationaler, patriotischer Allüre verbirgt.

Hochaktuell ist die Frage, die Brod hier stellt, ob man mit schlechten Mitteln (d. h. mit Mitteln, die man vor dem eigenen Gewissen nicht mehr verantworten kann) eine gute Sache unterstützen darf. Darf man in einer Welt der Schlechtigkeit Schlechtes nutzen, um eine gute Idee zum Ziele zu bringen? Oder muß man auf schlechte Waffen verzichten und gut sein, wie es auch um den Preis, ebitürlich zu sein und vorläufig zu unterliegen? Es ist das Problem Tolstoi, das heute besonders ist, die Entscheidung verlangt, ob man dem mit Gewaltmitteln und politischen Machinationen aufstehenden Sowjetismus zustimmt oder nicht. Brod läßt den „Helden“ seines Romane die jesuitische Methode praktisch versuchen und an der eigenen Gewissenhaftigkeit scheitern. Er trifft damit den Zeitpuls in der Seele der Besen unter uns, einen Zwiespalt, von dem freilich die primitiven Fanatiker rechts und links der wirklich menschlichen Position nichts ahnen können.

Schließlich wird das Bild, das Brod von den Israeliten der Renaissancezeit gibt, auch ein Spiegel heutiger Judentums. Vergleiche man die Typen, so hat sich im Grunde wenig geändert, bleibt Wesentlich in Haltung und Standpunkt über Jahrhunderte hinaus gültig. Da ist das Masochistische, Untertänigkeit, Fügsamkeit, das die Hand, die schlägt, noch klopft – bei Brod glänzend pointiert in dem jüdischen Repetententum, der sich unertüchtigen die Reiterge als Erinnerungszeichen, Reliquie ausbeutet und teuer erkauft, mit der der Bohmenkönig ungruldig der devoten Begrüßungsansicht

vor der Nase herumfuchtelte. Da ist die ebenso masochistische Neigung, in die Christentlicher sich auf Tod und Leben zu verliehen und phantastische Ideale in sie hineinzuinjizieren. Da ist die Freude am fruchtlosen unendlichen Disput, an der ewigen Diskussion, am Bedenken und Besprechen der Dinge. Wie die Juden damals, selbst in Stunden höchster Gefahr, nichts und tagelang zusammenhockten und immer nur beteten, jeder sich an seiner eignen Spitzfindigkeit und Zinnschweizheit berauschte, dies Volk der Besessenen mit philosophischen Haarspaltereien untereinander stritt, statt gegen die fremden Bedrucker etwas zu unternehmen, so hocken sie heut noch in den Kaffeehäusern, spitzfindigen, konfliktären, disputieren leidenschaftlich über literarische und „geistige“ Nichtigkeiten. Daneben zeigt Brod einen Juden, der sich von diesen Eigenschaften frei macht und sie an den apsten geißelt. Dessen Stellungnahme zu den eigenen Stammesgenossen (und sie ist wohl auch Brod's Stellungnahme) so gekennzeichnet wird: er liebt die Juden nicht – er will etwas für sie tun, daß man sie lieben kann. Allerdings hat jüdischer Rühm eine merkwürdige Methode, die Juden zu bessern. Er redet immer davon, sie aus Feiglingen zu Trotzigern zu machen, aber er macht sie nicht zu Impömern, er erweckt nicht ihren Kampfeswillen, um ihn gegen ihre alten Peiniger zu gebrauchen, er will diese Peiniger zu Judenfreunden wandeln, indem er ihnen sein Volk als Soldatentruppe zur Verfügung stellt, er liefert ihnen seine Juden als gefügiges, gut gestilltes Material zum Kampfe gegen die Türken aus. Auch er wählt das typische masochistische Verfahren, sich in die Achtung der Todfeinde durch Gefälligkeit hineinzuwickeln. Er erhebt kein revolutionäres Geschlecht neuer Juden, sondern ein heroisches, das heißt ein den Wahnvorstellungen der andern mit ebensolcher Verborttheit Indifferentes. Freilich bleibt er sich immer des Sündenhaften des Krieges bewußt, aber er sieht keine andre Möglichkeit, seinem Volke Mut zu sich selbst zu machen, als indem er es erst zu der schlümmen Art des soldatischen Mutes erzieht und sogar diesen Mut für die Interessen der bisherigen Feinde einsetzt.

REDAKTORIELLE MITTEILUNG
 Die Redaktion der „Literarischen Welt“...
 Die Redaktion der „Literarischen Welt“...
 Die Redaktion der „Literarischen Welt“...

HONORÉ DE BALZAC

GESAMMELTE WERKE IN DEUTSCHER SPRACHE



Alle Werke des großen französischen Romanciers...
 Die Werke des großen französischen Romanciers...
 Die Werke des großen französischen Romanciers...

ERNST ROWOHLT VERLAG - BERLIN W 33

Theaterwünsche, die ungehört bleiben werden

Von Max Herrmann-Neffe

1

Studiert man die Spielpläne der (allzu vielen) Theater Berlins, stößt man auf lauter olle Kamellen. Nichts als Arriviertes, Unriskantes, Literaturgeschichtliches; so- undsoviel Pirandellos, Shaws, Grabbes, die üblichen französischen Unterhaltungssächelchen, ein altes, schwächeres Georg Kaiser-Stück, Klabunds längst außerhalb Berlins erprobte „Kreidekreis“-Bearbeitung, O'Neills „Gier unter Ulmen“, Galsworthys „Gesellschaft“. Wo ist die Bühne, die wirklich markanter deutscher Gegenwartsdichter Dramen spielt oder junge Autoren mit einem Stück überhaupt zu Worte kommen läßt und ihre Leistung zur Diskussion stellt? Ich rede nicht von Matineen; mit derartigen Ausnahmeveranstaltungen es noch so gut meiner literarischer Vereine ist der berechtigte Anspruch der Dichter auf volle Anerkennung nicht erfüllt. Solche präntios als gesellschaftliche Ereignisse aufgezoogene Sonderfälle diskreditieren einen Autor eher, als daß sie ihm helfen, stempeln sein Werk zur Luxusangelegenheit und verdächtigen es als unlebendige Literatur. Daß einige von den Stücken, die zuerst in Matineen „gewagt“, in den regulären Abendspielplan übernommen wurden, bleibt Ausnahme und beweist nur, daß sogar die schwersten Hemmungen überwunden werden können durch eine rare, außerordentliche Magie einer Dichtung, in den meisten Fällen freilich durch die Betriebsamkeit einer an dem Stück interessierten, das nötige Reklamegeschrei geschickt inszenierenden Clique. Warum sollen die bis jetzt vernachlässigten Autoren nicht ebensogut eine richtiggehende Erprobung ihres Werkes in einer Abendpremiere erleben dürfen, wie die lauen Lieblinge des heutigen Durchschnittsplanens? Wenn sich ein überholter Anzengruber, ein verstaubter Shaw auf dem Spielplan halten können, warum nicht auch die Stücke von Zeitgenossen? Eher müßte das Publikum neugieriger sein zu erfahren, was nun eigentlich mitlebende Menschen ihnen zu

sagen haben. Gibt man die verblästen, von der Zeit ausgebleichten Nebenwerke alter und moderner „Klassiker“, warum nicht lieber Heinrich Manns „Madame Legros“, die es in einer Volksbühne zu einem Serien-erfolg bringen könnte, oder Schickeles noch immer interessanten „Hans im Schnakenloch“ oder der Lasker-Schüler „Wupper“, die heut wieder ganz stark lebendig ist und den Impuls neuer Dramatik echter und gekonnter besitzt? Brecht und Bronnen werden aufgeführt, haben ihre Fürsprecher, Förderer, ihren Publikumsanhang schon, ja sogar ihre (oft zu der beiden Schaden, sich selbst zum Vorteil operierende) Nutznießer-Kompanien, sind bereits günstig lanciertes Objekt des Buchvertriebs- und Theatergeschäfts, und können von den schon zu weit für sie engagierten Verlegern, Direktoren, Kritikern nicht mehr fallen gelassen werden. Aber warum existiert kein Theater, das die von der Literaturbörse nicht notierten Autoren auffordert, ihnen dasjenige ihrer Stücke zu geben, das sie am liebsten aufgeführt sähen? Wer spielt Schmidbonna, Musil, Feuchtwanger, Blass, Benn, Döblin, Kisch? Mir fallen grad nur ein paar Namen ein, von denen die Theater sogar wie nichts wissen wollen. Ich halte sie damit nicht für das gleiche Niveau, ich will mich nicht für ihren Wert verbürgen, ich kann nicht beideln, daß ihre Stücke Meisterwerke sind. Aber ich finde, daß sie – ob schlecht oder gut – ebenso das Experiment der Aufführung lohnen wie klassische Ladenhüter oder die modernen Belanglosigkeiten, die heut auf den Berliner Bühnen gang und gäbe sind. Ich will mit dieser Frage nichts oktroyieren, sondern zu weiterer Äußerung zum Thema anregen; vielleicht ergibt sich ein derartig allgemeines Interesse an diesen Dingen, daß es ein solches „Theater der Überschnenen“ ermutigt, wenn nicht erzwingt.

2

Da ich einmal dabei bin, ein immerhin persönliches Anliegen an die Theater vorzutragen, sei auch gleich ein ganz privater

Schmerz ohne Umschweife geäußert. Wie gelingt es einem leidenschaftlich das Theater liebenden Dichter, an den wesentlichen Vorgängen im Berliner Bühnenleben teilzunehmen und sich durch Besuch der Neuheiten auf dem Laufenden zu halten? Es kommt einem solchen ja nicht darauf an, grade die Premierenvorstellungen zu besuchen – die verlogne, überhitze Premierenstimmung mit dem Auftrieb sämtlicher kritischer Berufsveteranen, Theaterpolitiker und zwinkernder Arguren ist sowieso nicht erfreulich! Aber sollte es nicht möglich sein, ihm, der doch gar nicht stört, ein bescheidenes Plätzchen in der Generalprobe einzuräumen oder in einer ohnehin nicht ausverkauften Wiederholung eine Gratiskarte zu verstatten? Müßten sich die Direktoren nicht freuen, unter der Masse theaterfeindlicher oder theatergleichgültiger Besucher den und jenen mit Herz und Hirn an ihrer Leistung teilnehmenden placiert zu wissen? Sollte in diesem Falle zuletzt sich nicht Großzügigkeit besser rentieren als kleinlich geizende Rechnerei? Theaterleitungen Berlins und ihre verantwortlichen Stellvertreter (in der Provinz findet man eher Entgegenkommen) scheinen anderer Meinung. Sie ziehen sogar merkwürdigerweise ihren ausgespröchen Feind dem mit besten Absichten nahenden Theaterliebenden vor, denn sie ermöglichen bereitwillig den verknöcherten Bonzen der Berufskritik ihr Tun, aber den unbeamteten, nur durch sein dichterisches Werk beglaubigten Theaterfreund desavouieren sie. Ja, sie erleichtern dem noch so penetranen oder doofen Reporter irgendeines offiziellen provinziellen Käseblatts seine subalterne Berichterstattung und erschweren oder unterbinden dem theaterlebenden Dichter, den endlich einmal eine (natürlich extravagante, offiziell verpönte, nicht anerkannte) Zeitschrift zu ihrem Berliner Referenten machte, eine Tätigkeit, die ganz ohne Präzeptor-Ehrgeiz und Schematik aus verantwortungsbewußter Liebe zur Sache für alle förderlich geübt werden würde. Die Berliner Theaterbüros haben sich im Verkehr mit unsereins eine derartige Rücksichtslosigkeit angewöhnt, daß selbst ein hartnäckig eine persönliche Verbindung mit den Bühnen

Suchender bald die Lust zu weiteren Annäherungen verlieren kann. Der Zustand ist heut aber so, daß es nicht etwa gar keine Freikarten mehr gibt – das wäre zu verstehen, wenn auch bedauerlich; denn grade die argkapitalistischen, gutfundierten Zeitungskonzerne und Meinungsfabriken können ihren Vertretern die Karten kaufen; die unabhängigen, auf den Idealismus ihrer Herausgeber gestellten Journale sind dazu nicht imstande und auf das Entgegenkommen der Theaterherren angewiesen. Sondern die Sippe der Theaterfunktionäre (die Verwandten und Bekannten der Logenschließer, Biletteure, Kastellane, Garderoben- und Scheuerfrauen, die Friseure, Wirtinnen, Höhneraugenschneider und Kleidermacher der Mimen, Regisseure, Aktionäre) wird lieber mit Freikarten beliefert als ein allerdings einflussloser, arm-selig sich nur auf seine ehrliche Theaterliebe berufend und daher lichterlicher Poet. Und die paar Dichter und Halbdichter, die an den Theatern Dramaturgen sein dürfen, haben anscheinend keinen Einfluß, sind selbst nur geduldet, oder verleugnen ihre Kameraden, wollen ihre Uninteressiertheit an den erfolglosen Berufsgenossen betonen – jedenfalls merkt man nicht, daß durch ihre Intervention etwas für uns geschieht.

Der Bericht des Singers

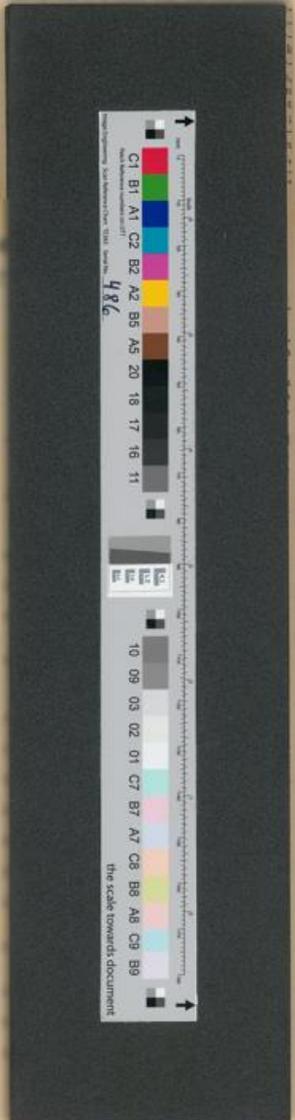
Von Kurt Hiller

Der Bericht des Singers ist ein Gedicht, das in der Form eines Berichtes über die Taten eines Sängers geschrieben ist. Der Sänger berichtet über seine Abenteuer und seine Begegnungen mit den Mächten der Natur und der Menschheit. Er erzählt von seiner Reise durch die Welt und von den Wundern, die er gesehen hat. Das Gedicht ist in vier Strophen unterteilt, die jeweils einen Teil der Reise beschreiben. Die Sprache ist poetisch und bildhaft, mit vielen Metaphern und Symbolen. Der Bericht des Singers ist ein Beispiel für die Lyrik der Weimarer Republik, die sich durch ihre experimentelle Form und ihre thematische Vielfalt auszeichnet.

Das erste Buch

Von Kurt Hiller

Das erste Buch ist ein Gedicht, das in der Form eines Berichtes über die Taten eines Sängers geschrieben ist. Der Sänger berichtet über seine Abenteuer und seine Begegnungen mit den Mächten der Natur und der Menschheit. Er erzählt von seiner Reise durch die Welt und von den Wundern, die er gesehen hat. Das Gedicht ist in vier Strophen unterteilt, die jeweils einen Teil der Reise beschreiben. Die Sprache ist poetisch und bildhaft, mit vielen Metaphern und Symbolen. Das erste Buch ist ein Beispiel für die Lyrik der Weimarer Republik, die sich durch ihre experimentelle Form und ihre thematische Vielfalt auszeichnet.



Buch-Chronik der Woche

GESAMTAUSGABEN MODERNER DICHTER

- Schubert'sche Gedichte**
Gesamte Werke in 2 Bänden
in 1000 Exemplaren 100,-
- Robert Schumann**
Gesamte Werke in 2 Bänden
in 1000 Exemplaren 100,-
- Ernst Hartmann**
Gesamte Werke in 2 Bänden
in 1000 Exemplaren 100,-
- Walter Hasencamp**
Gesamte Werke in 2 Bänden
in 1000 Exemplaren 100,-
- Marie Perle**
Gesamte Werke in 2 Bänden
in 1000 Exemplaren 100,-
- Wago von Hofmannsthal**
Gesamte Werke
in 1000 Exemplaren 100,-

Die Kunst der Dichtung, die in jedem Moment von den Gewalten des eignen Leidens und Erlebens erfüllt, schleudert Werk auf Werk heraus, eine unendliche Anzahl, ungleich an Wert, mit ganz unberechenbaren Höhen und Tiefen der formalen Gestaltung. Ehrfurchtslose und hämische Gemüter könnten sagen: er entfaltet eine kaninchenhafte Fruchtbarkeit! Ein an seiner Schreiberei innerlich unbeteiligter Literat, ein kalt-lächelnd fabrizierender und konstruierender, liefert profitorientiert eine unerschöpfliche Serie publikumsbeliebter Kunsterzeugnisse, alle ganz gleich an Durchschnittsniveau und Berechnung des Tageseffekts. Leicht düprierbare und harmlos alles Gedruckte hoffierende Gemüter behaupten: der Junge hat etwas weg, versteht seine Zeit. Leonhard Frant ist gleich weit entfernt von dem einen wie von dem anderen Typ, gleich erhaben über jenem Vorwurf und dieser Anerkennung. Vier Prosa-Bücher nur gab es bis jetzt von ihm, keine Lyrik, kein Drama, keine Essays, und die Stimmung dieser vier Bücher war ganz gleichmäßig eine dunkle, schwere, lastende, fanatische und kämpferische. Den gleichen freudlosen, unzufriedenen, dem gewissenlosen Lebensbegehren feindseligen, dennoch krampfhaft an das Gute im Menschen glaubenden Grundton hatte die Schilderung seiner Jugendjahre, die Abrechnung mit dem Lehrer-Quälgeist, das wider den Kriegswahn geschleuderte Manifest, und der Roman, der den deutschen Bürger von heute in seiner ganzen Zwiespältigkeit, Haltlosigkeit, Verlorenheit darzustellen sucht. Zu diesen vier Büchern kommt nun ein neues Werk, eine dreibändige Novellensammlung (im Verlage Ernst Rowohlt, Berlin). Noch kondensierter, noch herber und karger ist hier die spezifisch Frantsche Lebens- und Werk-Atmosphäre: die gefährliche, erkältende, bedrückende, qualende und selbstquälende, das Gewissen fast raffiniert nicht zur Ruhe kommen lassende Manie, die ganz eigenartig und scheinbar inkonsequent ein sehr berechtigtes Wissen um die Enrsetzlichkeit unsers gegenwärtigen Weltzustandes zusammenkoppelt mit einem Glauben, daß gerade von einer bis jetzt leider vernachlässigten, durch die Schuld der andern naturnotwendig roh gebliebenen, leicht im schlimmen



LEONHARD FRANT

Sinne beeinflussbaren Schicht sofort das Heil kommen soll. Diese drei Bände sind formal Musterstücke sachlichen, prägnanten, gegenständlichen Stils. Ich muß gestehen, daß ich seit langem nichts las, was dem Ideal schlichter, plastischer, jedem verständlicher Erzählungskunst derart nahe kam. Das Glanzstück der drei Bände ist für mich „Im letzten Wagon“, eine Novelle, die grandiose Todesfurcht und Lebensfrechheit sound-sovieler Sorten Passagiere eines fast entgleisenden Eisenbahnwaggons enthüllt und neben klassische Muster zu stellen ist. Aber auch „An der Landstraße“, nicht so klar und in Einzelzügen etwas exzentrisch, bleibt im Sprachlichen stets ruhig, bestimmt, schlicht. In dem Bande, der drei Erzählungen enthält, ist „Der Beamte“ am grädesten, stabilsten, in seiner Zwangsläufigkeit erschütternd. Ließ Georg Kaiser einen simplen Subalternen durch immerhin mondäne Reize aus den Angeln seiner Existenz springen, tut Frant hier Ähnliches ganz aus dem Beamtenhaften des Arnseligen heraus, macht er ein einmaliges Zuspätkommen zur unüberwindlichen Gewissensqual, die den sonst so Korrekten völlig außer sich bringt und ihn gleich konsequent bis in die äußerste Vogelfreiheit und Todeswilligkeit stürzen läßt. Dem Beamten wird sehr gut zur Kontrastfigur gegeben ein Weib, dem die letzte Vogelfreiheit ganz natürlich ist mit all ihren Plagen und Gefahren, eine mit Gelassenheit und Selbstverständlichkeit außerhalb der menschlichen Gesellschaft lebende Kreatur, und in dieser Frau ist außerordentlich wahr, ungefärbt, kompromißlos das Wesen einer Gassenhure erfäht. Um Welten fern der süßlichen, verlogenen Dienenromantik gefällig kitschender Kitzliteratur und der falschen, faden Rührseligkeit eines heuchlerischen Mitleids, das sich vor dem eignen Schuldbewußtsein beschwichtigen will, laut Frant in zwei Sätzen von drohender Monumentalität das wahre Gesicht einer Dienenexistenz auf, die sich noch nicht von der verführerischen, bequemen, pharisäischen Stimmungsmache der honetten Leute ihre Ursprünglichkeit schwächen und versauen ließ. Baut damit das wahre Gesicht eines sogenannten Lumpenproletariats, dessen voraussetzungsloser Vitalität auch das schlimmste Geschütz des (von gegenwärtiger Weltordnung gelenkten) Geschicks nichts anhaben kann. „Demütigung gab es für sie nicht. Sie war ein Geschöpf, das Krankheit nicht kannte, nicht viel dachte, nicht dumm war, Syphilis und Irrsinn ertragen konnte und ungebrochen auf das Schafott steigen würde.“ Die Titelnovelle dieses Bandes „Die Schicksalsbrücke“ zeichnet sicher einer Bürgerstochter, eines sogenannten Mädels aus guter Familie, Loskommen von den „normalen“ Gegebenheiten des Lebenschemas, Sichwagen in die Unberechenbarkeit des undosierten und garantlosen Daseins. Die Schlußerzählung „Zwei Mütter“ enttäuscht, weil hier die soziale Anklage sich auf zu konventionellem, anfechtbar gefühlvollem, von manchen Schwindeln umranktem Terrain niederläßt. Auch ein zweischneidiges Mittel benutzt: eine Art Propaganda für den Abtreibungshorror, gegen den Gebärstreik entwirrt dem Proletariat sein einzig konsequentes Kampfmittel: seinen Nutznießern nicht immer wieder das im Überfluß vorhandene Menschenmaterial zu liefern. Abgesehen davon, daß (für einen Leonhard Frant) die Kontrastierung und Pendantwirkung sich diesmal die Sache zu leicht machte, zu billig die krasse Duplizität der Ereignisse benutzt wurde. Doch auch diese Erzählung ist in der Form ihres trocknen, fast mit belegter Stimme vorgetragenen, brüsk dinglichen Berichts den anderen ebenbürtig und die ganze Prosatriologie Leonhard Frants ein Exempel strenger Selbstdisziplinierung, deren Ergebnis eine beneidenswerte Konzentration auf das unbedingt Notwendige ist, eine Überlegenheit, die das Tendenziöse durch die Größe des Formalen allgemein menschlich ergreifend und wirksam macht und das in Deutschland Spielende europäisch gültig. Hier, nicht in bombastischen Symboldramen, ist die Schicksalsstragödie aktuellen, unpathetischen Leides. Hier nimmt die deutsche Dichtung gleichberechtigt Führung mit Charles Louis Philippe und Wissewold Iwanow.

Neues von Leonhard Frant

Ein subjektiv beschwingter Dichter, ein rein lyrischer Poet, in jedem Moment von den Gewalten des eignen Leidens und Erlebens erfüllt, schleudert Werk auf Werk heraus, eine unendliche Anzahl, ungleich an Wert, mit ganz unberechenbaren Höhen und Tiefen der formalen Gestaltung. Ehrfurchtslose und hämische Gemüter könnten sagen: er entfaltet eine kaninchenhafte Fruchtbarkeit! Ein an seiner Schreiberei innerlich unbeteiligter Literat, ein kalt-lächelnd fabrizierender und konstruierender, liefert profitorientiert eine unerschöpfliche Serie publikumsbeliebter Kunsterzeugnisse, alle ganz gleich an Durchschnittsniveau und Berechnung des Tageseffekts. Leicht düprierbare und harmlos alles Gedruckte hoffierende Gemüter behaupten: der Junge hat etwas weg, versteht seine Zeit. Leonhard Frant ist gleich weit entfernt von dem einen wie von dem anderen Typ, gleich erhaben über jenem Vorwurf und dieser Anerkennung. Vier Prosa-Bücher nur gab es bis jetzt von ihm, keine Lyrik, kein Drama, keine Essays, und die Stimmung dieser vier Bücher war ganz gleichmäßig eine dunkle, schwere, lastende, fanatische und kämpferische. Den gleichen freudlosen, unzufriedenen, dem gewissenlosen Lebensbegehren feindseligen, dennoch krampfhaft an das Gute im Menschen glaubenden Grundton hatte die Schilderung seiner Jugendjahre, die Abrechnung mit dem Lehrer-Quälgeist, das wider den Kriegswahn geschleuderte Manifest, und der Roman, der den deutschen Bürger von heute in seiner ganzen Zwiespältigkeit, Haltlosigkeit, Verlorenheit darzustellen sucht. Zu diesen vier Büchern kommt nun ein neues Werk, eine dreibändige Novellensammlung (im Verlage Ernst Rowohlt, Berlin). Noch kondensierter, noch herber und karger ist hier die spezifisch Frantsche Lebens- und Werk-Atmosphäre: die gefährliche, erkältende, bedrückende, qualende und selbstquälende, das Gewissen fast raffiniert nicht zur Ruhe kommen lassende Manie, die ganz eigenartig und scheinbar inkonsequent ein sehr berechtigtes Wissen um die Enrsetzlichkeit unsers gegenwärtigen Weltzustandes zusammenkoppelt mit einem Glauben, daß gerade von einer bis jetzt leider vernachlässigten, durch die Schuld der andern naturnotwendig roh gebliebenen, leicht im schlimmen

Sinne beeinflussbaren Schicht sofort das Heil kommen soll. Diese drei Bände sind formal Musterstücke sachlichen, prägnanten, gegenständlichen Stils. Ich muß gestehen, daß ich seit langem nichts las, was dem Ideal schlichter, plastischer, jedem verständlicher Erzählungskunst derart nahe kam. Das Glanzstück der drei Bände ist für mich „Im letzten Wagon“, eine Novelle, die grandiose Todesfurcht und Lebensfrechheit sound-sovieler Sorten Passagiere eines fast entgleisenden Eisenbahnwaggons enthüllt und neben klassische Muster zu stellen ist. Aber auch „An der Landstraße“, nicht so klar und in Einzelzügen etwas exzentrisch, bleibt im Sprachlichen stets ruhig, bestimmt, schlicht. In dem Bande, der drei Erzählungen enthält, ist „Der Beamte“ am grädesten, stabilsten, in seiner Zwangsläufigkeit erschütternd. Ließ Georg Kaiser einen simplen Subalternen durch immerhin mondäne Reize aus den Angeln seiner Existenz springen, tut Frant hier Ähnliches ganz aus dem Beamtenhaften des Arnseligen heraus, macht er ein einmaliges Zuspätkommen zur unüberwindlichen Gewissensqual, die den sonst so Korrekten völlig außer sich bringt und ihn gleich konsequent bis in die äußerste Vogelfreiheit und Todeswilligkeit stürzen läßt. Dem Beamten wird sehr gut zur Kontrastfigur gegeben ein Weib, dem die letzte Vogelfreiheit ganz natürlich ist mit all ihren Plagen und Gefahren, eine mit Gelassenheit und Selbstverständlichkeit außerhalb der menschlichen Gesellschaft lebende Kreatur, und in dieser Frau ist außerordentlich wahr, ungefärbt, kompromißlos das Wesen einer Gassenhure erfäht. Um Welten fern der süßlichen, verlogenen Dienenromantik gefällig kitschender Kitzliteratur und der falschen, faden Rührseligkeit eines heuchlerischen Mitleids, das sich vor dem eignen Schuldbewußtsein beschwichtigen will, laut Frant in zwei Sätzen von drohender Monumentalität das wahre Gesicht einer Dienenexistenz auf, die sich noch nicht von der verführerischen, bequemen, pharisäischen Stimmungsmache der honetten Leute ihre Ursprünglichkeit schwächen und versauen ließ. Baut damit das wahre Gesicht eines sogenannten Lumpenproletariats, dessen voraussetzungsloser Vitalität auch das schlimmste Geschütz des (von gegenwärtiger Weltordnung gelenkten) Geschicks nichts anhaben kann. „Demütigung gab es für sie nicht. Sie war ein Geschöpf, das Krankheit nicht kannte, nicht viel dachte, nicht dumm war, Syphilis und Irrsinn ertragen konnte und ungebrochen auf das Schafott steigen würde.“ Die Titelnovelle dieses Bandes „Die Schicksalsbrücke“ zeichnet sicher einer Bürgerstochter, eines sogenannten Mädels aus guter Familie, Loskommen von den „normalen“ Gegebenheiten des Lebenschemas, Sichwagen in die Unberechenbarkeit des undosierten und garantlosen Daseins. Die Schlußerzählung „Zwei Mütter“ enttäuscht, weil hier die soziale Anklage sich auf zu konventionellem, anfechtbar gefühlvollem, von manchen Schwindeln umranktem Terrain niederläßt. Auch ein zweischneidiges Mittel benutzt: eine Art Propaganda für den Abtreibungshorror, gegen den Gebärstreik entwirrt dem Proletariat sein einzig konsequentes Kampfmittel: seinen Nutznießern nicht immer wieder das im Überfluß vorhandene Menschenmaterial zu liefern. Abgesehen davon, daß (für einen Leonhard Frant) die Kontrastierung und Pendantwirkung sich diesmal die Sache zu leicht machte, zu billig die krasse Duplizität der Ereignisse benutzt wurde. Doch auch diese Erzählung ist in der Form ihres trocknen, fast mit belegter Stimme vorgetragenen, brüsk dinglichen Berichts den anderen ebenbürtig und die ganze Prosatriologie Leonhard Frants ein Exempel strenger Selbstdisziplinierung, deren Ergebnis eine beneidenswerte Konzentration auf das unbedingt Notwendige ist, eine Überlegenheit, die das Tendenziöse durch die Größe des Formalen allgemein menschlich ergreifend und wirksam macht und das in Deutschland Spielende europäisch gültig. Hier, nicht in bombastischen Symboldramen, ist die Schicksalsstragödie aktuellen, unpathetischen Leides. Hier nimmt die deutsche Dichtung gleichberechtigt Führung mit Charles Louis Philippe und Wissewold Iwanow.

Max Herrmann (Neißt).

